

Verse der Zimmernschen Fassung (nach einer Donauschinger Hs. von etwa 1600) gegenüberstellt. Auf die in dem Erbauungsbuch waltende Frömmigkeit, die unter dem Einfluss Heinrich Loufenbergs zu stehen scheint, sowie auf das verwandte erbauliche und dramatische Schrifttum der Zeit lässt der Herausgeber reiches Licht fallen.

Giessen.

Alfred Götze.

**Leo Jutz, Die alemannischen Mundarten.** (Abriss der Lautverhältnisse.) Halle, Max Niemeyer Verlag. 1931. XI, 289 S.

Es liegt im Charakter solcher zusammenfassenden Arbeiten, dass ihr Löwenanteil in der vergleichenden Verarbeitung der oft zahlreichen und teilweise sehr verstreuten Teilliteratur besteht. Dies ist auch hier schon daraus ersichtlich, dass Gebiete, über die mehr Einzeldarstellungen vorliegen, überall eingehender berücksichtigt erscheinen. Gelegenheit zu persönlicher Einstellung bietet sich dem Verf. besonders, wenn Ansichten auseinandergehen, etwa gleich einleitend bei der Abgrenzung des Alem. gegen Norden, wo sich J. gegenüber andern Abgrenzungsversuchen mit grosszügigem und wohl auch glücklichem Griff der Bohnenbergerschen (für Württemberg der älteren in ZfdMaa. 1905) anschliesst: von der Sprachgrenze zum Fleckenstein alem. *pf*: nördl. *p* < germ. *p*, bis Gernsbach *i*: *ei* < mhd. *i*, bis zum Neckar *iə*: *i* < mhd. *ie*, bis zur Lechmündung (Anschluss an die alem.-bayr. Grenze) *a*: fränk. *ō* < mhd. gedehntem *a*. Bohnenberger folgt er in der Hauptsache auch für die innere Gliederung des Alem.

Die erste Frage, die sich aufdrängt, ist die, ob der Augenblick zu einer zusammenfassenden Darstellung der alem. Maa. gekommen sei, oder ob grössere Vollständigkeit in der Behandlung der Teilgebiete abzuwarten wäre. Sie ist nicht leicht zu beantworten. In der vorliegenden Arbeit machen sich die Lücken des Materials in verschiedener Weise bemerkbar: sie verschwinden in Abschnitten, wo eine bunte Entwicklung von Einzelercheinungen besteht, schon deswegen, weil, wie gesagt, die noch nicht bearbeiteten Gebiete zumeist auch nicht genannt oder wenigstens nicht näher herangezogen werden; sie treten aber um so deutlicher hervor, wo es sich um weitergreifende und allgemeiner gültige Vorgänge handelt, z. B. bei der Rundung. Ausserdem zeigt J.'s Buch auf lehrreiche Weise, wie ungleich schwierig die Behandlung der verschiedenen Vorgänge ist. Während etwa seine Zusammenfassung über die Vertretung von ahd. *a* und *â*, trotzdem sie über 20 Seiten beansprucht, in klare und übersichtliche Richtlinien ausläuft, erweisen sich Kapitel wie das der Dehnung einer Gesamtdarstellung gegenüber als völlig refraktär. Es ist da zu viel oder zu wenig. Was übrigens nicht wundernehmen darf, wenn mit Bezug darauf schon in einer und derselben Ma., wie J. selbst eingesteht (S. 152), „ein schwer entwirrbares Durcheinander, ein geradezu verworrenes Bild“ herrscht.

Dass auch in einem derartigen Unternehmen problematische Punkte auftauchen können, ist selbstverständlich; sie vermögen seinem Gesamtwert keinen Eintrag zu tun. Beispielshalber sei hier nur auf Einzelheiten bei der chronologischen und geographischen Aufteilung der Entrundung hingewiesen. Ich sehe auch die Notwendigkeit nicht ein, in Uri (ohne das Urserental), bei der Geschlossenheit und dem einträchtigen Verhalten dieses ganzen Gebietes, eine verschiedene Herkunft der Entrundung, wie sie Bohnenberger in seinem Buch über die Walliser Ma. S. 61f. für möglich hält, nun sozusagen zur Tatsache zu erheben.

J. nennt sein Buch vielleicht zu bescheiden einen Versuch. Es ist vor allem aber ein Anfang, da es sich nur auf die Geschichte der Laute unter Ausschluss des Schwachtonvokalismus erstreckt. Der Darstellung der einzelnen Vokale folgen vier Abschnitte mit allgemeinen Erscheinungen: die Vokale vor Nasal + Spirant, Rundung und Entrundung, Dehnung, Kürzung und darauf die Konsonanten. Dem Ganzen ist neben einem willkommenen Wörterverzeichnis eine Karte beigegeben. Sie hätte in Anbetracht der Wichtigkeit des Buches und der Umsicht, die den Textteil auszeichnet, mehr Aufmerksamkeit verdient. Abgesehen von fehlerhaften Schreibungen — ich greife nur die mir näher stehenden Brieg und Eggerisee heraus — fehlt ihr die Uebersichtlichkeit, die durch Unterlegung eines genauen Kartenbildes wohl noch gewonnen hätte. Der freiburgische Sensebezirk, das wichtige Löttschentäl, der Tessiner Aussenort Bosco werden im Text mehrmals genannt, sind auf der Karte aber in keiner Weise gekennzeichnet. Es wäre doch schade, wenn sich der Verf. wegen solcher Kleinigkeiten, die zur geleisteten gewaltigen Arbeit in keinem Verhältnis stehen, den Vorwurf der Ueber-eilung müsste gefallen lassen.

Freiburg i. d. Schweiz.

W. Henzen.

**Otto Briegleb, Das Recht der Endsilbe „-ung“.** Leipzig, Brandstetter. 1931. 50 S. 8<sup>o</sup>.

Eine wohlgemeinte, von Begeisterung für die Eigenrechte der deutschen Sprache erfüllte Schrift, der aber dennoch ein wirklicher Erfolg versagt sein muss. Im letzten Grunde steht Briegleb auf dem Standpunkt Wustmanns, für den stets das Aeltere gegenüber dem Jüngeren den Vorzug verdiente.

Mit innerem Widerstreben muss Br. zugeben, dass Zusammensetzungen mit verbalem erstem Glied im Laufe der Zeit immer mehr zunehmen. Trotzdem erklärt er (S. 34) „von grossen und kleinen“ Schreibern: „von dem allgemeinen Wahne ergriffen, beschneiden sie . . . gefühllos zu fühllos“. Es ist sehr bedauerlich, dass zu diesen „währenden“ Leute gehören, wie Albrecht von Haller, Gellert, Klinger, Goethe, Schiller. Br. hat es sträflich verabsäumt, sich im Deutschen Wörterbuch zu unterrichten über die Geschichte der von ihm bekämpften Wörter. Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass *Denkart* mehrfach von Goethe gebraucht wird. Er will nicht anerkennen, dass *leblos* ein genaues Seitenstück von *fühllos* ist; denn mhd. *lebehaft*, *lebelich* weist auf ein geschwundenes oder auch nur gedachtes Hauptwort *leba* hin; wieder wäre es zweckmässig gewesen, im Wörterbuch, in diesem Fall in Graffs Sprachschatz, sich über die Möglichkeit eines geschwundenen *leba* zu unterrichten.

Die von Br. bekämpfte Abneigung der Gegenwart gegen die Bildungen auf *-ung* ist zum Teil eine Gegenwirkung gegen ihren überhäufigen Gebrauch; zum Teil aber entspricht sie einem Zug, der die ganze deutsche Sprache beherrscht, in Lautlehre, Wortbildung, Wortstellung: dem unbewussten Streben nach Zeitgewinn. Ich habe in meiner Geschichte der deutschen Sprache<sup>5</sup>, 45, die Br. auch hätte aufschlagen dürfen, gezeigt, dass in neuerer Zeit nicht nur die Bildungen auf *-ung* zurückgegangen sind, sondern auch die auf *-heit*, *-keit*, auf *-iglich*, auf *-alisch*, *-arisch* usw.

Mit dieser Verkennung allgemeiner Sprachbewegungen geht Hand in Hand im einzelnen eine bemerkenswerte Unkenntnis in sprachgeschichtlichen Dingen. Nach S. 5 sind

*Staub, Klang* usw. Bildungen mit dem Stamm der Vergangenheit, *Trieb, Griff* mit dem Stamme des Partizips. Aber dieser Stamm des Partizips ist doch zugleich auch Stamm der Vergangenheit. Und die Vorstellung, dass Wortbildungen bald an die, bald jene Gestalt des Verbums sich anschließen, ist überhaupt längst zum alten Eisen geworfen. Bildungen wie *Absicht, Umsicht, Einfall, Widerspruch, Zuspruch* sind nicht Zusammensetzungen mit *Sicht, Fall, Spruch*, sondern Ableitungen von *abschen, sich umsehen, einfallen, widersprechen, zusprechen*. Br. leugnet mit J. Grimm, dass schon das Gotische Hauptwörter mit verbalem erstem Glied besitze; er kennt nicht das Buch von Osthoff über das Verbum in der Nominalkomposition, das zu anderem Ergebnis kommt. Er versucht das Nebeneinander von Feminina als erstem Kompositionsmitglied bald mit *e*, bald mit *en* zu erklären: er kennt nicht meinen Aufsatz in der Ztschr. des deutschen Sprachvereins 31, 278, wieder abgedruckt in meinem Buche „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ 1, S. 106. Ein Wort *brenni-isarn* hat es ahd. nicht gegeben, so wenig wie ein *keribesamo*. *Hilfe* mit *i* soll eine Verirrung unserer Rechtschreibung sein, aber *hülfa* ist schon ahd. und mhd.; nachschlagen! *Triift* soll heute nur noch „einen Weg, auf dem getrieben wird“ bedeuten, aber bitte Pauls deutsches Wörterbuch nachzuschlagen!

Mit Vergnügen liest man die Zurechtweisung des Toren, der Goethe schilt, weil er Lehrjahre geschrieben hat statt der soviel richtigeren Lernjahre.

Giessen.

O. Behaghel.

**Ida Suter, Die Mundart bei Gottfried Keller.** Zürich, Leipzig und Stuttgart, Rascher & Cie., IV. 127 S. 8°.

Der Anregung durch Albert Bachmann verdanken wir die liebenswürdige, von trefflichem Verstehen und Können zeugende Arbeit, die Ida Suter uns vorlegt. Nach zwei einleitenden Abschnitten über Gottfried Kellers Verhältnis zu seiner Mundart und die Bedeutung der Mundart für seine Dichtersprache schildert sie die Mittel mundartlicher Sprachfärbung, die er anwendet. Sie bestehen einerseits in wirklich mundartlichen Erscheinungen, in grammatischen Tatsachen, im Wortschatz, in Redensarten und Wendungen, andererseits in gemeinsprachlichen Erscheinungen, wo Keller die Neigung hat, den auch in der Mundart vertretenen Ausdruck zu verwenden. Hier überschätzt Ida Suter den Einfluss der Mundart, und es kommt ein Mangel der Auffassung zutage. Sie kennt nur den Gegensatz zwischen Schriftsprache und Mundart; sie beachtet nicht die Mittelstufe der Umgangssprache. Keller hat lange genug ausserhalb der Schweiz gelebt, um die deutsche Umgangssprache ausserhalb seiner Heimat kennenzulernen. Man braucht kein Schweizer zu sein, um an etwas „Spas zu haben“ und den Gebrauch des Infinitivs mit *zu* stark einzuschränken, adverbiale Bestimmungen an das Ende des Satzes zu setzen.

Wenn man über syntaktische Dinge handelt, wäre es zweckmässig, sich in der syntaktischen Literatur umzusehen. Ida Suter will das Erscheinen des Artikels bei den Eigennamen erklären. Zu diesem Zwecke weist sie darauf hin, dass der die Schriftsprache Schreibende und der die Volkssprache Redende den Personen verschieden gegenüberstehen. In der Volkssprache kennen sich die einzelnen Personen, „und es lässt sich denken, dass unter solchen Umständen der bestimmte Artikel, der ja von Haus aus auf das Bekannte hindeutet, zum Eigennamen hinzugetreten ist“. Die Verfasserin hat sich nicht die Frage vorgelegt,

ob denn auf niederdeutschem Volksgebiet, wo der Artikel nicht steht, die Personen sich weniger gut kennen. Ich habe bereits vor mehr als dreissig Jahren „das lächerlich einfache Sachverhältnis“ klargestellt: Literarisches Echo 1901, 1233, PBB. 24, 547 (1899); die beiden Aufsätze sind wieder abgedruckt in meinem Buche „von deutscher Sprache“, S. 240 und 262, und es ist in meinem Syntax 1, 32 darüber gehandelt.

Giessen.

O. Behaghel.

**Mittelniederdeutsche Fastnachtspiele.** Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **Wilh. Seelmann**. 2., umgearbeitete Auflage (Drucke des Vereins für nd. Sprachforschung I). Neumünster (Karl Wachholz) 1931. 136 S.

Fast 50 Jahre nach Erscheinen der ersten Auflage der Mittelniederdeutschen Fastnachtspiele legt Seelmann die zweite vor. Schon die Ausgabe von 1885 war ein Erfolg, zumal wenn man den Zustand bedenkt, in dem sich die niederdeutsche Philologie zu jener Zeit befand. Eben war das Mittelniederdeutsche Wörterbuch abgeschlossen; im selben Jahre erst erschien der erste Halbband des Mittelniederdeutschen Handwörterbuchs. 1882 hatte Lübben seine Grammatik veröffentlicht. In dem seither vergangenen halben Jahrhundert hat sich die niederdeutsche Forschung — und nicht zuletzt durch Seelmanns Lebensarbeit — mächtig entfaltet. Das ist auch der vorliegenden neuen Auflage der Mittelniederdeutschen Fastnachtspiele zugute gekommen. In der Einleitung ist durchweg auf die neuere Literatur Bezug genommen, die literarischen Nachweise sind vermehrt worden, die sprachlichen Erörterungen haben durch die Benutzung von A. Laschs grundlegender Mittelniederdeutscher Grammatik an Schärfe und Bestimmtheit gewonnen. Ich hebe nur wenig heraus: neu ist der Nachweis, dass die „Bösen Frauen“ die Bibel von 1545 benutzt hat (S. 26 und Anm. zu 466f., 472f.). Die Heimat des Dichters sucht S. „auf dem linken Ufer des Niederrheins zwischen Geilenkirchen, München-Gladbach und Kempen“. Die Abfassungszeit der „Bauernbetrügerei“ wird näher bestimmt (S. 32), zum „Scheve Klot“ wird auf die von Wickers entdeckten Hildesheimer Bilder verwiesen. (S. 39f.). Auch die Anmerkungen sind ergänzt und bereichert.

Heidelberg.

Hans Teske.

**Elizabeth Johanna Gras, De noordse Loki-mythen in hun ondering verband.** Utrechter Dissertation. Haarlem 1931. 130 S.

G. hat sich die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Erscheinungsformen Lokis in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu erfassen. Hierzu reichen ihre Kräfte aber nicht aus. Zwar gibt sie einen recht nützlichen Ueberblick über den Stand der gegenwärtigen Forschung, doch gelangt sie nicht zu einer befriedigenden Gesamtlösung. Ich will mich nicht auf Einzelheiten einlassen, die ja zudem auf diesem Gebiet nur selten wirklich eindeutig sind, sondern sogleich den Hauptmangel hervorheben.

Unerlässlich ist bei der Aufhellung eines Mythenkomplexes ein Wegweiser, der uns durch das Dickicht hindurch zum Ziele führen kann. Wir müssen eine Möglichkeit haben, das Neue vom Alten zu scheiden. Nur so können wir ja überhaupt die einzelnen Umbildungen erklären. Wenn wir den Ausgangspunkt nicht kennen, müssen wir notwendigerweise im Dunkeln tappen. Auch G. hat die Ueberlieferung zu gliedern versucht, doch liegt es in ihrem Verfahren begründet, dass sie sich mit einer